

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Deutsches Sprachgut in welschen Mundarten
Autor: Tappolet, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Plötzlich fühlst du jenen Stachel,
Und des Menschenelends Antlitz
Blickt dich traurig fragend an.

Dort am Horizont — ein dunkles Bild ...
Tiefgebeugt und gramumwittert
Ziehen endlos graue Scharen
Mühsam schleppend sich auf Krücken
Heimwärts nach vollbrachtem Tagwerk —
Reiß nun für den Bettelstab.
Waisen derer, die geblieben
Auf dem grauen Feld der Ehre,
Ungezählte, Führerlose —
Ach, des großen Jammers Erben —
Kindlich bang nach Hilfe spähend,
Folgen weinend hintennach.

Nun denn, Mensch, erwehre dich der Pein!
Höchste Taten sind zu wagen,
Viele Wunden sind geschlagen,
Wo sonst Uebermut sich bäumte,
Ranke Mitleid nun empor.
Lebe dich, den Streit zu schlichten,
Was gefallen, aufzurichten,
Und so lernst du wieder atmen
Leicht und frei wie einst.

Führer sein der neuen Jugend,
Sei dein Ziel und Sieg,
Daß im Sohn zum Reden komme,
Was so lang im Vater schwieg.

Paul Jlg, Zürich.

Deutsches Sprachgut in welschen Mundarten.

Um 1900 begann man den Wortschatz der welschen Patois systematisch zu sammeln, um mit der Zeit dem schweizerdeutschen Idiotikon ein schweizerfranzösisches Dialektwörterbuch an die Seite zu stellen, mit dem Titel Glossaire des patois de la Suisse romande. Die Sammlung der Wörter ist in der Hauptsache abgeschlossen, in zahllosen Schachteln sind über eine Million Zettel aufgestapelt. Noch nie wurde der lebende Wortschatz einer Dialektgruppe mit so

viel Methode und Raffinement aufgenommen. Für nahezu jedes welsche Dorf ist das Glossaire heute imstande, anzugeben, wie dort z. B. der Regenbogen, das Butterfaß oder die Augenwimper heißt.

Unter den vielen Ueberraschungen, die dieses überreiche Material uns gebracht hat, ist eine der wichtigsten die, daß die Wörter deutscher Herkunft gemein viel zahlreicher sind, als man früher annahm. Man kann über 900 zählen,

wovon sich aber nur etwa 200 wirklich eingebürgert haben. Von diesen soll hier die Rede sein. Sie sind dazu angetan, das Verhältnis von Deutsch und Welsch von einer neuen Seite zu beleuchten.

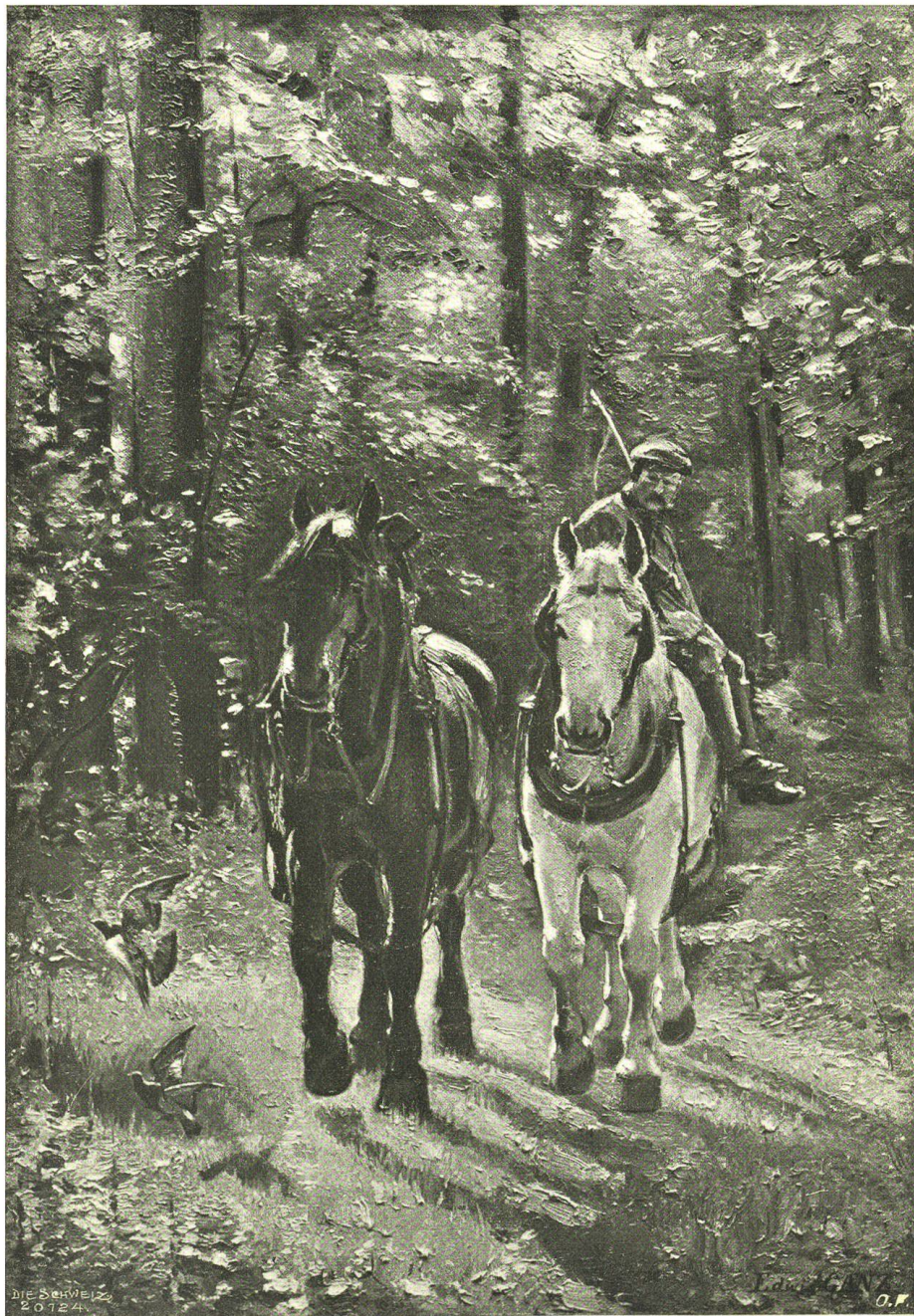
An einem konkreten Beispiel sei die Methode veranschaulicht, nach der das gesammelte Wortmaterial verarbeitet wurde. Legt man einer einfachen Frau aus dem Neuenburgischen ein Bügeleisen vor und fragt, wie sie das nenne, so wird sie zunächst antworten: Mais, c'est un fer à repasser; fragt man aber weiter, ob sie nicht noch einen andern Ausdruck kenne, so wird sie, vielleicht mit einem verlegenen Lächeln, antworten: Ah, oui, nous lui disons aussi la peuglise, il me faut une peuglise neuve. Es braucht keines philologischen Scharffinnes, um in diesem Wort das deutsche Bügeleisen zu erkennen, und zwar in seiner schweizerdeutschen Form bögelise. Wenn wir nun dieses Experiment in verschiedenen Teilen des Kantons wiederholen, so wird sich ergeben, daß im Neuenburgischen Gebiet die ältern Leute das Bügeleisen nicht anders benennen als mit peuglise. Ja, das Wort ist so volkstümlich, daß es in übertragener Bedeutung für eine lokale Eisenbahn gebraucht wird, so für die von La Chaux-de-Fonds nach Les Ponts, gerade wie die Waldenburgerbahn im Volksmund 's Glättiseli heißt nach der Form der Lokomotive. Dazu kommt das historische Moment: peuglise ist seit 1706 im Neuenburgischen bezeugt, seit 1760 auch im Berner Jura.

Soweit der Tatbestand. Die Forschung gibt sich damit nicht zufrieden. Sie fragt nach einer Erklärung: Was soll es bedeuten, daß die Welschen einen so wichtigen Haushaltsgegenstand deutsch benennen? Hat man das Bügeleisen aus deutschem Gebiet bezogen? Davon ist nichts bekannt. Oder wurde der Ausdruck durch eingewanderte deutsche Schneider oder deutsche Hausfrauen den Welschen vermittelt? Das ist viel wahrscheinlicher. Vermutlich geht peuglise auf deutsche Schneidergesellen zurück, die bekanntermaßen auch romanische Gegenden bereisten; denn wir finden das Wort Schneider weitherum in welschen, tessinischen und rätschen Dialekten in den Formen

chenidre, snidar, schneder usw.; die französische Schweiz kennt auch den deutschen Spottnamen un chenidrebok, so benannt nach dem bockartigen Gestell, auf dem früher die Schneider zu sitzen pflegten. Daß peuglise mit dem Schneiderhandwerk eingewandert ist, dafür spricht auch der Umstand, daß im Schweizerdeutschen bögelise das alte, vom Schneider gebrauchte Bügeleisen bezeichnete, mit dem Tuch gebügelt wurde, im Gegensatz zum gewöhnlichen glättise, mit dem Weißzeug geplättet wird.

So können wir uns an Hand von Lehnwörtern ein Bild von dem machen, was früher geschehen ist.

Zunächst sei auf einige Schwierigkeiten der Forschung hingewiesen. Man pflegt bei Wörtern fremder Herkunft je nach dem Grad ihrer Einbürgerung zwischen „Lehnwort“ und „Fremdwort“ zu unterscheiden: peuglise wäre ein Lehnwort, weil es auf größerem Gebiet das einheimische fer à repasser verdrängt hat, chenidre dagegen ist nur ein im Scherz gebrauchtes Fremdwort, neben dem die einheimischen Ausdrücke, tailleur und cosandier, ruhig weiter bestehen. Ähnlich werden ja in der deutschen Schweiz marchand tailleur und cordonnier als Fremdwörter empfunden. Daß der Unterschied nicht streng durchzuführen ist, versteht sich von selbst. Außerdem werden von den Welschen in familiärer Rede gelegentlich deutsche Wörter eingeflochten: Ce soir c'était bien gemütlich et le vin était bougrement süffig. Das ist besonders häufig der Fall in Dörfern, die an der Sprachgrenze liegen. Da sichern unaufhörlich deutsche Wörter durch, aber ohne daß deshalb von einer eigentlichen „Mischsprache“ gesprochen werden darf. Wo diese Vorstellung herrscht, beruht sie nicht auf Beobachtung an Ort und Stelle, sondern rührt vermutlich von gewissen künstlich fabrizierten Sätzen her, welche die angebliche Mischung illustrieren sollen. So wird den Leuten von Orvin (oberhalb Biel) folgende Wetterregel zugeschrieben: Quand les chpatse se virent (sich drehen) dans la chtaoube, c'est signe de rëgue. Oder ein Bauer aus Romont (oberhalb Grenchen) soll zu seinem Sohn gesagt haben: Auguste, va chercher le



Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Im Walde.

Füederli Heu, mais il faut mettre le Schleiftrog, sans ça le Wägeli va contre le See.

So wird in Wirklichkeit nicht gesprochen. Das ist absichtliche Uebertreibung. In der Regel kann man in Grenzdörfern bestimmte Begriffsgruppen unterscheiden, in denen der deutsche Ausdruck vorwiegt. So werden auf dem sog. Plateau de Bauffelin (oberhalb Biel) die meisten Gemüse und Früchte deutsch benannt, so: la kmiesse, les guèleribes, du mènego (Mangold) und la kouèteche (Zwetsche), la cannebère (Rammenbirne), les grijelibés (Chruselbeeri) u. a. Warum gerade eßbare Dinge? Weil diese in Biel oder Grenchen zu Markt getragen werden; wollen die Leute ihre Ware abbringen, so müssen sie sie auf deutsch anpreisen. Das immer rege Marktinteresse sorgt dafür, daß man auch zu Hause meist nur noch von guèriebe und mènego sprach, sodaß allmählich der deutsche Ausdruck mit der Gemüsegattung eine feste Verbindung einging.

Von größerem Interesse sind nun aber die sog. Lehnwörter, die ins Innere des welschen Gebietes gedrungen sind.

Die erste und vornehmste Aufgabe des Philologen ist, sie aus der Wortmasse heraus als solche zu erkennen; denn nicht immer liegen die Dinge so einfach wie bei peuglise oder chenidrebok, bei riba „reiben“ oder ringa „ringen“. Oft stimmt die Form, oft die Bedeutung nicht überein; so heißt tsiga „an der Scheibe zeigen“, offenbar vom deutschen zeigen, wenn auch das i befremdet; den umgekehrten Fall zeigt jurassisch rite „laufen“ (courir), das der Form nach vortrefflich zu rite „fahren“ stimmt. Die Bedeutung erscheint hier geradezu entgegengesetzt! Wie kommt das? Der Welsche hat beobachtet, daß der Deutsche sowohl vom Fahrennden wie vom Reitenden rite sagt: beide bewegen sich rascher vorwärts als der Fußgänger, das erschien ihm als das Wesentliche, und so nahm er das Wort in seine Sprache auf im Sinn von „rasch gehen, rennen“. Mit andern Worten: die Bedeutungsverchiebung beruht auf ungenauer Erfassung des deutschen Ausdrucks. Solche Fälle sind nicht selten.

Oft aber ist die deutsche Herkunft eines Patoiswortes nichts weniger als durchsichtig. In der Südwestschweiz gibt es ein weitverbreitetes bastuba „schröpfen“. Kein Zweifel, daß es von „Badestube“ herzuleiten ist; denn in den ins Mittelalter zurückgehenden „Badestuben“ (franz. étuves) amtierte nicht nur der Badmeister, sondern auch der Dorfbarbier, „Bader“ genannt, der zugleich Chirurg, Schröpfer und Zahnausreißer war. Im Bezirk Delsberg findet man ein kérok, das in der Sprache der Holzhauer eine Stange mit eisernem Hafen bezeichnet zum Umdrehen von Holzstämmen. Da nun mehrere Werkzeugnamen beim Holztransport dem Deutschen entlehnt sind (Knebel, Gnippe, Kolben), so suchte ich auch hier nach einem deutschen Wort und kam zu „Kehrhacken“, soloth. cherrhogge. Noch rätselhafter ist das allgemeine jurassische erba „Herbst“, das automne verdrängt hat. Die lokalen Lautgesetze zeigen, daß es auf „Herbst“ zurückgeht.

Von weiterem Interesse ist es, zu erfahren, in welchen Gegenden der welschen Schweiz der größte alemannische Einschlag wahrzunehmen ist. Es ist unbestritten der Berner Jura, ganz besonders sind es die Bezirke Delsberg und Mjoie. Die Ursachen liegen hier klar zutage. Sie sind historischer und wirtschaftlicher Natur. Der Berner Jura stand vom neunten bis achtzehnten Jahrhundert unter den vorwiegend deutschen Fürstbischöfen von Basel, die abwechselnd in Bruntrut, St. Ursanne und Delsberg residierten. Die Verwaltung wurde größtenteils durch deutsche Beamte besorgt, daher die noch heute lebendigen Bezeichnungen Weibel, Bannwart, Schäfer und Heimbürge. Ein weiterer Verdeutschungsfaktor war die Einwanderung bernischer Wiedertäufer, fromme, friedliche und ausnehmend tüchtige Bauern, die im sechzehnten Jahrhundert das Bernbiet verlassen mußten, weil sie die reformierte Staatskirche nicht anerkennen wollten. Sie siedelten sich in den einsamen Jurabergen an und brachten Ackerbau und Viehzucht zu hoher Blüte. Wichtiger jedoch als diese beiden historischen Faktoren ist die Masseneinwanderung von Deutschschweizern im neunzehnten

Jahrhundert. Die Hauptursache ist der Aufschwung der Uhrenindustrie, welche, die Welschen vom Acker in die Werkstatt treibend, zu einer allgemeinen Vernachlässigung der Landwirtschaft führte. Da trat der arbeitstüchtige Berner oder Solothurner in die Lücke. Er assimilierte sich in den Dörfern, weniger in den Höfen, er lernte Französisch, brauchte aber noch viele deutsche Wörter, die auf dem Wege der Nachahmung in die welschen Patois übergingen. Ähnlich wie im Berner Jura steht es im Kanton Neuenburg; auch hier hat die Uhrenindustrie die Einwanderung deutscher Elemente veranlaßt. In den übrigen Kantonen der französischen Schweiz finden wir ganz erheblich weniger deutsche Sprachelemente, am wenigsten in Genf und Wallis, wo sie nur in der Nähe der Sprachgrenze, im Bezirk Siders, häufig anzutreffen sind.

Wir durchgehen nun, ohne vollständig sein zu wollen, einige Lebensgebiete, in denen sich der deutsche Einfluß besonders bemerkbar macht. Naturgemäß äußert er sich vorwiegend auf dem Gebiete der materiellen Kultur.

Beginnen wir mit dem Bauernhof als dem Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Lebens. Wo viel Deutsche niedergelassen sind, wird in mancher Hinsicht anders gebaut. Im ganzen Nordteil des Berner Jura heißt das Waschhaus *la pakouze*, nicht wie sonst *la buanderie*, und zwar ist es zumeist ein einzelstehendes Gebäude, das auch zum Baden verwendet wird. Diese Doppelverwendung führt uns zum Ursprung des Wortes; es ist das schweizerdeutsche *Bachhüs*, „Haus, wo gebadet wird“. Die Sitte, Waschküchen und Badofen in einem Nebengebäude zu vereinigen, gilt als deutsch: *On a fait ça à la mode des Allemands*, sagen die Welschen.

Ebenfalls deutsch ist die Trennung zwischen dem Wohnhaus und der Scheune mit Stall: die so getrennt gebaute Scheune heißt im Bezirk Delsberg *la chure*, die mit dem Wohnhaus verbundene dagegen *grange*. Hier stimmt der sprachliche Unterschied vortrefflich zu den Forschungen Hunzigers über das Schweizerhaus. Ebenfalls deutsch heißen im Berner Jura die Obstpresse *la trotte*, schweizerdeutsch

„Trotte“, der Hausflur *le gangue*, „Gang“, und die Gittertür *la gattre*, schweizerdeutsch „Gatter“, das auch das Rätische kennt. Worin hier sachlich der deutsche Einfluß besteht, konnte ich nicht ermitteln.

In der ganzen welschen Schweiz hieß die alte runde Bußenscheibe, die noch heute manches Küchenfenster ziert, *chiba*, aus *Schibe*, „Scheibe“, und mehrere welsche Kantone kennen das Wort *règlement* im Sinn von einer Mauer aus Fachwerk, offenbar aus „Riegelmauer“; es darf als feststehend gelten, daß Fachwerkbauten in der welschen Schweiz früher nie üblich gewesen sind. Mit der Sache wurde auch das deutsche Wort importiert.

An das Bauliche seien die Handwerke angeschlossen. Im Berner Jura heißt der Schreiner allgemein *tichemakè*, „Tischmacher“, wie noch heute viele Schweizerdialekte sagen; auch Küfer und Gerber werden für *tonnelier* und *tanneur* gebraucht. In verschiedenen Grenzdörfern heißt der Dachdecker *le tècre*. Weit verbreitet im Südteil ist *le trago*, „Pflasterhube“, der den Mörtel herbei „trägt“. Die verschiedenartigsten Werkzeuge und Gegenstände werden deutsch benannt, so *Hobel* und *Hobelbank*, *Bundaxt* und *Fuchsschwanz*, *Bogenfeile* und *Stahl*; *Brandsohle* und *Schwärze* sind von deutschen Schuhmachern importiert. Weit verbreitet ist *le strube*, „die Hafenschraube im Kleiderschrank“ aus der schweizerdeutschen Form „Strube“ für Schraube.

Groß ist der deutsche Einfluß in der Haushaltung. Der Grund liegt auf der Hand: Wie viele welsche Familien, auch auf dem Lande, halten deutschschweizerische Diensthofen beiderlei Geschlechts! Und wie viele Welsche haben deutschschweizerische Frauen geheiratet, deren Tüchtigkeit im Hauswesen allgemein anerkannt wird! Kein Wunder also, daß *poutser*, *riber*, *bletser* u. a. in die welsche Umgangssprache gedrungen sind. Nicht daß es an welschen Ausdrücken dafür fehlte, aber in sprachlich gemischten Familien gab die deutsche Hausfrau für ihr Arbeitsgebiet den Ausschlag. Besonders groß ist die Zahl der Traggegenstände deutscher Herkunft: zwei Rücken-traggeräte einfachster Konstruktion, das

Räf und die Chräze; zwei Milchgefäße, Gepse und Melchtere; ferner le crate, „Chratten“, zum Einheimsen der Kirschen, und le ber, „Ber“, ein Garn zum Heutransport.

Nicht weniger Interesse verdienen gewisse kulinarische Dinge.

Unter den Gemüsen erfreut sich besonderer Beliebtheit die Rübe; nach deutscher Art zubereitet, hat sie mancherorts das französische carotte verdrängt. Bei den übrigen Nahrungsmitteln fällt auf, welch großen Anteil das Mehl hat: da finden wir in weitem Umfang Gries und Haber mehl (für Hafergrüße), sowie die unvermeidlichen Knöpfli (guenêfle) und Nudeln (nodlé). Nicht weniger beachtenswert sind breiartige Speisen, worunter das jurassische mouesse die erste Stelle einnimmt, ein dickflüssiger Frucht-saft aus Trauben oder Baumfrüchten, der ohne Zucker 1—2 Tage lang eingekocht und in Töpfen aufbewahrt wurde, früher ein beliebtes Bauerngericht, das gern mit Kartoffeln zusammen gegessen wurde. Aber auch Pflutte, Apfelmus und eine Abart davon, Pfeffer genannt, sind in welschen Gegenden bekannt. Auch für gewisse Leckerbissen waren die Welschen nicht unempfänglich. In älterer Zeit galten in Neuenburg und Freiburg als herrschaftliche Gerichte le kaquelmouss (Rachelmus) und le festerling, worin ich nicht anstehe, das schweizerdeutsche fusterli (altfreiburgisch fisterlin) zu sehen; heute allerdings ist das fusterli ausschließlich ein Sennengericht, das mit Schlagrahm und frischer Käsemasse zubereitet wird. Bekanntes und heute noch sehr beliebt sind les écrelets (Leckerli), von denen schon Rousseau schwärmt*). Weniger verbreitet sind lebkoue, „Lebkuchen“, und inbrekoue, „Ingwerkuchen“.

Man sieht, die Welschen ließen sich nichts Gutes entgehen. Leider befolgten sie diese Taktik auch auf dem minder harmlosen Gebiet der alkoholischen Getränke, wo die Zahl der deutschen Lehnwörter

eine beschämend große ist. Bekannt sind die vielen deutschen Namen für gebrannte Wasser: schnaps und brandevin, kirsch, bitter, vermout, bischof u. a. Mit diesen Namen hat es nun allerdings seine besondere Bewandnis; sie sind kaum aus der deutschen Schweiz importiert worden, sondern viel eher aus Frankreich, wo sie weit verbreitet sind. Unser deutschschweizerisches Gewissen wird hier also entlastet. Das ist jedoch nicht mehr der Fall bei einigen sicher alemannischen Ausdrücken der Schnapsbrennerei: für schlechten Branntwein sagt die Ajoie nobran, das Eifischtal labran, worin offenbar das alemannische nachbrand steckt, eigentlich „was nachher noch gebrannt wird“, d. h. das letzte, kraftlose Produkt beim Schnapsbrennen; ein elender Fusel heißt u. a. im Freiburgischen und in der Waadt un cratse aus Chrazer, weil er in der Kehle kratzt; ähnlich nennen ihn die Welschen von sich aus le brûle-foie, „der die Leber verbrennt“ oder le tord-boyaux, „der die Gedärme umdreht“. Außerdem heißt im ganzen Berner Jura die Weinhese, aus der Branntwein gemacht wird, la trouese; so sagt man le brantevin de trouese, „Hefenbranntwein“. Gelegentlich wird auch die Brennerei la bernouse, eigentlich Brennhäs genannt.

Damit ist der deutsche Einfluß auf diesem Gebiet bei weitem nicht erschöpft. Dem Hefenbranntwein entspricht der Tresterwein, der in der Ajoie trintye-vin, elsässisch „Trintwi“, heißt. Den Weinhandel betreffen lègreffasse, schon von Rousseau gebraucht, boler, ovales Fäßchen (so erhält der Landvogt von Erlach un boler de vin rouge 1739); chetitse aus elsässisch schtitze, deutsch „Stuß“ (Weinmaß) und onguelte, Ohmgeld, „Eingangsteuer auf Wein“; die Weinbehandlung betreffen le bran (Brand), Schwefelschnitte zum Einbrennen von Fässern, la satse, „Weinniederschlag im Faß“ und yazi, gären vom Wein und vom Most (schweizerdeutsch jäsen). Sieder gehört die deutsche Terminologie des Bierformments, die sich bei welschen Studenten eingebürgert hat: le commerce, la fiertelle, le schnitt, prosit, je te le chinque „ich erlasse dir das Austrinken des Glases“ usw. Nicht unerwähnt seien gewisse un-

*) Je fis un goûter délicieux, berichtet St. Preux in der Nouvelle Héloïse (4, 10), La Fanchon (eine Magd) me servit des grus, de la céracée (Milchspeisen), des gauffres, des écrelets. Dank dieser Stelle fand das Wort Aufnahme, ich sage nicht in die französische Schriftsprache, wohl aber in die französischen Wörterbücher.

liebsame Folgen des Trinkens, die, sei es aus Bravour, sei es aus Scham, deutsch benannt werden, so catseyame „Ragengjammer“ und — mit Verlaub zu sagen — kotsè, wie der ganze Berner Jura statt des feineren vomir sagt.

Geringer ist der Einfluß bei der Kleidung. Am weitesten verbreitet ist im Südtail ein wollenes Wams, das wir als Lismër kennen; es heißt le broustou, aus schweizerdeutsch Brusttuch. Denselben Dienst versieht der Spenzer, dessen Name, aus der deutschen Schweiz importiert, letzten Endes aus England stammt, dem Land der Wollkleider; er ist nach dem Erfinder, einem Mr. Spencer, benannt worden. Weniger einfach liegen die Dinge bei den Wörtern Schurz und Tschoppen, deren letzter Ursprung nichts weniger als aufgeklärt ist. Sicher ist das eine, daß sie im französischen Bezirk Siders ausschließlich ein Frauenkleid bezeichnen und in dieser Verwendung aus dem deutschen Oberwallis entlehnt sind. Wieder finden wir die Frau als Vermittlerin deutscher Sitte.

Noch vieles wäre zu berichten vom deutschen Einfluß auf dem Gebiet des Handels und des Transportwesens. Der welsche Fuhrmann braucht wie der deutsche hott, hüsch und trouk „zurück“. Die Peitsche nennt er im Berner Jura bald riem, bald gueisel, bald auch peitsche.

Manche Ausdrücke erinnern an das fahrende Volk, das früher unsere Gegenden heimgesucht hat: so vor allem das offiziell gewordene heimatlos (ein Bundesgesetz von 1850 trägt französisch den Titel loi fédérale sur l'heimatlosat), dann Wörter wie pételer „betteln“, vandeler „ausziehen“, chemarotser u. a.

Bekannter sind die offiziell anerkannten Lehnwörter auf dem Gebiet des Militärwesens: alt sind Landwehr, das schon 1817 im Wallis, und Landsturm, das 1844 zuerst auftaucht; neueren Datums sind die inoffiziellen le poutse und le spatse, die als spontane Ansätze zu einer allgemeinen schweizerischen Kasernensprache von Interesse sind.

Historisch von Bedeutung ist der frühe deutsche Einfluß auf dem Gebiet des Schützenwesens; erwiesen wird er durch die Wortgruppe: chiba „Scheibe“ mit

cibarre „Zeiger“, tsiga „zeigen“ und das allgemein bekannte stand „Schießstand“.

* * *

Bis jetzt war vorwiegend von greifbaren, konkreten Dingen die Rede, die wie bei Lederli hinüberwanderten oder aber wie bei Scheibe von den Welschen nach deutschem Vorbild nachgeahmt wurden. Man kann diese Art Wörter Bedürfnislehnwörter nennen, weil sie einem materiell bedingten Bedürfnis entsprechen. Ihnen gegenüber stehen die Luxuslehnwörter, die aufgenommen wurden, ohne daß ein materielles Bedürfnis vorlag und trotzdem es an einheimischen Ausdrücken nicht fehlte. Ein typisches Luxuslehnwort ist la mitenandre von „miteinander“; il a acheté la boutique avec toute la mitenandre, mit allem was dazu gehört; le colporteur a fichu le camp avec la mitenandre, der Hausierer hat sich mit all seinem Plunder davon gemacht. Der französischen Volkssprache stehen mehr als ein halbes Duzend entsprechender Wendungen zur Verfügung, sie kann in obigen Sätzen sagen: tout le commerce, tout le bataclan, tout le bazar, tout le tremblement, tout le butin, tout le train, tout le fourbi. Wer mit Welschen Militärdienst getan hat, wird das bestätigen. Trotz alledem hat sich das deutsche la mitenandre einbürgern können! Wie ist das zu erklären? Vom logisch-berechnenden Standpunkt aus war das Wort ein Luxus, man hätte seiner entraten können. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Sprache da am freigebigsten Neues schafft und Neues aufnimmt, wo der Affekt, das Gefühl mit im Spiele ist. Das ist hier der Fall. Sagen wir einen aufdringlichen Hausierer fort, so tun wir es aus Ärger, wir sind erregt, wir sind unwillig, wir sind froh, ihm recht viel Unangenehmes anzuhängen, wir haschen nach unfreundlichen Wörtern, je mehr, desto besser. „Zeug“ und „Plunder“, bataclan und tremblement sind solche unlustbetonte Ausdrücke. Die Sprache kann sich darin nicht genug tun, jedes gefühlsbetonte Lehnwort ist eine willkommene Bereicherung der Sprache. Von solchen Gefühlswörtern soll nun in diesem zweiten Teil die Rede sein.

Ich wüßte kein besseres Wort an die Spitze zu stellen, als das in der ganzen Westschweiz so beliebte *firobe* aus *firobig*, mit dem sich sofort ein Gefühl der Befreiung von des Tages Lasten einstellt. Mit einem *allons faire firobe* deutet der Bauer, der Handwerker, der Fabrikarbeiter an, daß er nun wieder sich selber angehören darf. Im Gegensatz zu *mitenandre* hat dieser Ausdruck keine französische Entsprechung, er ist unübersetzbar; wie steif klingt die Definition der Wörterbücher: *cessation du travail, le soir!* Hier füllt der deutsche Ausdruck in der welschen Sprache eine Lücke aus: wer den Gefühlswert von *firob* einmal erfaßt hat, wird das Wort nicht mehr missen wollen.

Ein anderes lustbetontes Wort, das sich großer Beliebtheit erfreut, ist *vigaitse*, aus dem berndeutschen *Wie geht's?* Es dient zunächst wie im Deutschen zur Begrüßung, dann aber bezeichnet es als Hauptwort ein fröhliches Gelage, *nous avons fait vigeitse hier soir* (wir haben uns gutlich getan) und als Eigenschaftswort einen lustigen Menschen, *il est bien vigeitse aujourd'hui*. Aus dem Zeitwort *vigaitser* sieht man, wie lebenskräftig sich diese Entlehnung erwiesen hat.

Oft wirkt das Lehnwort humoristisch. Ein Walliser Führer erzählte mir von einem Engländer, den er auf den Mont-Blanc hinaufgeschleppt hatte: *Oh, il a été à moitié chtorb, quand il est arrivé; er konnte sagen perdu, flambé, fichu, er griff zum Deutschen, weil bei affektischen Äußerungen eben jede Neuerung belebend wirkt. In ähnlicher Stimmung braucht der Welsche nicht selten die Wendung *Tout est ferlore*, deren Gefühlsgehalt wir am besten nachempfinden können, wenn wir uns die humoristische Verwendung von *perdu* im Deutschen vergegenwärtigen, etwa bei Wilhelm Busch, der von den gebannten Bösewichtern sagt:*

Jeder denkt: Die sind *perd ü!*

Aber nein, noch leben sie.

Obige Wendung hat schon früh literarische Verwertung gefunden, so bei Rabelais in der ergötzlichen Schilderung des Seesturms:

Cette vague nous emportera, Dieu servateur! Oh, mes amis, un peu de

vinaigre! Zalas, les vettes) sont rompues, le prodenou**) est en pièces... Zalas, Zalas, où sont nos boulingues?***) Tout est frelore bigoth! (Buch 4, 18).*

Klingt einem Alemannen diese Schlusswendung recht vertraut, so wird er nicht minder an die Verbheit seines Heimatidioms erinnert, wenn er an einer andern Stelle, wo Rabelais von den Deutschen spricht, liest: *En ce coin sont les Saxons, Ostrogots et Alemans, peuple jadis invincible, maintenant aberkeids* (Buch 4, Prolog). Der Ausdruck hat den französischen Etymologen viel Kopfschmerz verursacht; jeder deutschschweizerische Portier in Paris hätte sie sofort belehren können: es ist unser *abekheit*, das wohl schweizerische Landsknechte importiert haben.

Von besonderem Interesse ist, was unser Wortmaterial über das Verhältnis der Welschen zu den eingewanderten Deutschen zu berichten weiß. Trägt dieses Verhältnis im allgemeinen durchaus den Charakter des friedlichen Zusammenlebens, so sind natürlich Neckereien und Spottleien nicht ausgeschlossen.

Ein erschwerendes Moment für die Stellung des Deutschschweizers bildet die soziale und wirtschaftliche Inferiorität. Auch wenn er kein Fremder wäre, müßte er als Knecht, als Geselle oder als Kleinhändler eben manche Stichelreden sich gefallen lassen. So höhnt ihn der Freiburger mit dem Spottvers:

allemand, tutcheman

granta bossa, ran dedans †).

Der Waadtländer jagt ihn fort mit den Worten:

allemand, grand gourmand,

prend tes chausses ††) et fouts le camp.

Daß der Deutsche in der Vorstellung des Welschen auf eine reichliche Küche besondern Wert legt, bezeugen Stellen wie: *La mère, une vaillante, avait pris des pensionnaires, des Allemands, gros mangeurs, des Brésiliens douteux... (Vallotton, Le sergent Bataillard, 77) und Beinamen wie bouffeur de choucroûte und mangeur de pommes de terre. Für die Auffassung des Welschen*

*) Segel. **) Einfassung eines Segels. ****) Keine zum Straßhalten des Segels. †) Großer Wanst (eig. Faß), aber nichts drin. ††) Hosen.

besonders bezeichnend ist folgende humoristische Schilderung eines eßfreudigen Tagelöhners:

Nous avions un Allemand chez nous à la journée, qui voulait apprendre le français comme ça en travaillant rien que pou la pension, ça nous venait tout de même rudement ché, *car ça mange-t-y ces Alboches! y te pouvai s'empifrer de choucroûte, de pommes de terre, que ça me coupai l'appétit de voir ça disparaître. Y me disai comme ça quand y voyai qui restai quelque chose dans le plat:*

— Matame Vangède, che pouvre brentre ce bitzeli joukroûte!

Bon! ye lui donnai la choucroûte.

— Madame Vangède ... ce homme te dère, bersonne il lé manchait! Buische? (Gorgibus, Frédéri, Fauchette, Bocanet et Cie, vaudoiseries, p. 87).

Wie das häufige alboche wird auch tête carrée, wenn nicht überhaupt direkt aus Frankreich, so doch aus den Städten der französischen Schweiz stammen. Sicher ist, daß, wenn gelegentlich in den welschen Zeitungen eine gewisse Abneigung gegen die Deutschen zum Ausdruck kommt, sie unter normalen Verhältnissen nicht in der großen Masse der niederen Bevölkerung und noch viel weniger im Bauernstand gesucht werden darf. Der Sitz solcher Verstimmungen sind die zeitungsschreibenden Kulturzentren.

Gelegentlich stoßen wir bei unsern Lehnwörtern auf Gefühle der Bewunderung für die Deutschen. Dem Romanen im Oberwallis, dessen Frauen von kleiner, unansehnlicher Statur sind, ist die hohe, kräftige Gestalt der Frauen im deutschen Oberwallis aufgefallen, und so bezeichnet er nun mit titche jedes hochgewachsene, kräftig gebaute Mädchen.

Außer mit tutche und tutcheman, das aus tutche und allemand zusammengeklippt ist, wird der Deutschschweizer gern mit yaya oder stofifre bezeichnet. Beiden Ausdrücken haftet eine komisch-geringschätzigige Nebenbedeutung an, un pauvre yaya, un faux yaya, quel yaya! Welcher Einfaltspinsel! Nichts mehr als ein momentaner Aerger dürfte der Anstoß zu folgendem Inserat gewesen sein: Quelques messieurs, lassés des éternels yaya des garçons coiffeurs de Lausanne, cher-

chent un coiffeur qui les servira en français (Feuille d'Avis de Lausanne, 1906).

Von besonderer Bedeutung ist der weitverbreitete und in die Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts zurückgehende Ausdruck stofifre, der aus lautlichen Gründen nicht aus „Stadt Pfeifer“ hergeleitet werden darf. Wahrscheinlich kommt er von Stodpfeifer. Die Stodpfeife war zur Zeit der Romantik eine Art Spazierstock, der als Pfeife oder Flöte benützt werden konnte; ein Exemplar dieses Modestocks enthält das Historische Museum in Basel. Auf die Stodpfeife spielt Uhland an, wenn er im Gedicht „Das Schifflein“ sagt:

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Vermutlich haben reichsdeutsche Herren (z. B. in Genf) mit diesem Modestock Aufsehen erregt und sind darnach benannt worden.

Bei den Ausdrücken für das Deutschreden kommt der Deutsche nicht um ein Haar besser weg als im vorigen Abschnitt. Ueber ein größeres Gebiet verbreitet sind nur allemander, das ohne weiteres klar ist, und talmatsi, das ohne Zweifel mit Dolmetsch zusammenhängt.

Wie das Deutschreden ein Gegenstand allgemeinen Spottes ist, zeigen ferner eine Reihe von Umschreibungen, unter denen mâcher de la paille den ersten Rang einnimmt. Wer den Ausdruck steigern will, sagt: Il mâche du fil de fer. Mit der Vorstellung vom elsässischen Sauerkraut verbindet sich der Pariser Ausdruck für „Deutschreden“: choucrouter. Außerdem: Il fait du fouet im Gedanken an das Gefnatter der Häckselmaschine, oder Il brasse du mortier, das fremde Gequatsch mit dem Geplätscher des Mörtelbreies vergleichend.

Genug der Beispiele.

* * *

Wir sehen, wie stark die welsche Volkssprache mit alemannischen Elementen durchsetzt ist. Und wenn auch diese Vermischung noch lange nicht den Grad erreicht hat, den wir in der deutschen Schweiz inbezug auf französische Fremdwörter

beobachten, so hat sie doch schon da oder dort Besorgnis erregt. Nicht selten klagten die Welschen über Verdeutschung ihrer Sprache. So sagt z. B. Ph. Quinche, ein Neuenburger Lehrer: *Ce qui contribue pour une bonne part à déparer le langage populaire de la Suisse romande, ce sont précisément les nombreux germanismes dont inconsciemment le peuple émaille ses discours.* Es ist kein Zufall, daß dieser puristische Standpunkt oft von Lehrern eingenommen wird, die eben von Berufs wegen auf sprachliche Korrektheit zu achten haben. Dazu kommt, daß man in Gebieten mit mehr städtischer Kultur überhaupt viel weniger Sinn für die Reize mundartlicher Rede zu haben pflegt. Jedenfalls ist bei der Frage der Sprachreinigung der Unterschied zwischen Bedürfnis- und Luxuslehnwörtern zu beachten. Die ersteren sind unausrottbar. Das fremde Ding wird naturgemäß nach der Sprache seiner Heimat benannt (*le batse, le dyëtso, le broustou, le lequerlet*). Hier sind Wort und Sache eine unlösliche Verbindung eingegangen. Luxuslehnwörter dagegen haben meist weniger festen Fuß gefaßt. Es ist Sache des Gefühls, ob man sie schön oder häßlich findet.

Puristischer Eifer führt immer zu Eingriffen in den Sprachgebrauch. Was historisch geworden, sollte nicht der Revellierungstendenz zum Opfer fallen. Wir müssen auch hierin unsere schweizerische Eigenart zu wahren suchen. Dazu gehören die alemannischen Lehnwörter im welschen Gebiet. Sehen wir uns im französischen Nachbargebiet um — Savoyen und Franche-Comté — so finden wir davon fast keine Spur. Sie sind in der Hauptsache gerade nur der französischen Schweiz eigen, bilden ein sprachliches Merkmal der welschen Kantone. Das Entsprechende gilt vom Tessin und vom romanischen Teil Graubündens, die ebenfalls viel schweizerdeutsches Sprachgut beherbergen. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich, an Stelle der abwehrenden Handbewegung des Herrn Quinche, in dem eben geschilderten Sprachzustande lieber ein erfreuliches Symptom dafür erblicken, daß im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts in der Westschweiz eine kulturelle Annäherung zwischen Deutsch und Welsch stattgefunden habe, die unserem nationalen Empfinden zur Förderung gereichen möge.

Ernst Tappolet, Basel.

Das Mäuseschwänzchen.

Ein Geschichtlein von F. R. Kervin, Thun.

Nachdruck verboten.

Die Unterhaltung der Männer, die an der Mauerbrüstung der Seestraße standen, war ins Stoßen geraten. Hans Ulrich, dem jungen Bankbeamten, wurde es plötzlich bewußt, wie stumpf und matt sein Fühlen war, als er von dem Weißbluten und Todesröcheln Tausender sprach, deren Leiber die gleiche Abendsonne auf fernen Schlachtfeldern vergeblich zu erwärmen suchte. Ulrichs Betrachtung fand wenig Beachtung bei seinen Begleitern. Die Blicke des Gärtners Kranz folgten dem unstillen Flug eines Libellenpärchens. Er lächelte beifällig, als er sah, wie eifrig die beiden für die Erhaltung ihrer Art besorgt waren. „Gewiß, Herr Ulrich, es ist etwas Schreckliches um diesen Krieg,“ sagte endlich Apotheker Reist; aber auch er hatte kaum hingehört, da das Treiben einiger Krähen, die mit geräuschvoller Entrüstung eine Buche am nahen Wald-

saum umflatterten, seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. Er deutete zu dem Baume hinüber. „Denen fehlt es auch nicht an Stoff zur Entrüstung,“ meinte er; „heute ist es ein Ränzchen, das den Lärmmachern mißfällt und morgen vielleicht ein Baummarder, über den sie sich erbosen...“ Von einem Hunde gejagt, lief eine Kage über den Weg. Sie sprang auf die Mauerbrüstung und erreichte an ihrem Ende das Dach eines Boothäuschens, von dessen Giebel sie fauchend auf den kläffenden Angreifer niedersah. Der Gärtner berührte mit dem schweren Schuh einen dunkeln Gegenstand, den die Kage zu seinen Füßen hatte fallen lassen. „Nicht zertrreten, mit dem Mäuschen geht es auch so zu Ende!“ bat der weichgestimmte Ulrich. „Gewiß, der Hals ist durchgebissen, es hat seinen Teil,“ stimmte Reist gleichmütig bei, und auch er ließ sich keine Be-